

**WESHALB FÄHRT DER IC 781 AM 26. GEBURTSTAG
VON SABINE M. UM 13.49 UHR MIT EINER GESCHWIN-
DIGKEIT VON 82,5 KM/H DURCH DEN
BAHNHOF EICHSTÄTT? ODER:
*DAS ELEND MIT DER SUCHE NACH REINEN WIRKFAKTO-
REN IN EINER HOCHKOMPLEXEN REALITÄT.*¹**

Ernst Plaum

I. Perspektiven und Metaperspektiven

1. *Elementarismus versus Holismus*

Dieser Beitrag bringt eine Auseinandersetzung mit wesentlichen Problemstellungen in Wissenschaft und Praxis, soweit sie mit Fragen des menschlichen Erlebens und Verhaltens befaßt sind. Der Autor verzichtet dabei weitgehend auf einzelne Literaturhinweise, die in Anbetracht der sehr grundsätzlichen Thematik recht umfangreich sein müßten. Soweit nicht eigens angegeben, findet man jedoch hierzu zahlreiche Belege in einem Lehrbuch des Verfassers zur psychologischen Einzelfallarbeit (PLAUM, 1992). Im folgenden wird darauf aber nur in Ausnahmefällen eigens hingewiesen.

Wissenschaftliche Betrachtungsweisen tendieren dazu, elementare Gegebenheiten aufzuspüren. Obgleich neuere Entwicklungen - etwa in der Physik - andere Grundvorstellungen nahelegen, gelten, beispielsweise in der Psychologie, die Methoden der klassischen Naturwissenschaften vielfach noch immer als Paradigmen einwandfreier Erkenntnisgewinnung. Die Idee einer „Chemie der Seele“, nach der man isolierbare Elemente entdecken könnte, die sich sodann über Synthesen zu komplexen Entitäten zusammenfügen ließen, gehört zwar in ihrer kruden Form der Vergangenheit an, aber noch immer wird nach elementaren Faktoren gesucht, die - voneinander unabhängig - Bausteine der Persönlichkeit darstellen mögen, oder es besteht - wie in der Testtheorie - das Bedürfnis, reine, „homogene“, unvermischte „latente Dimensionen“ aufzufinden, deren Meßbarkeit so etwas wie quantifizierbare Grundtatsachen der Psyche zu erfassen erlauben soll. Die Feststellung HERRMANNs (1982), wonach die deutsche Nachkriegspsychologie implizit holistisch vorgehe, entspricht wohl kaum den Tatsachen. Wie sonst wäre das Wort „Ganzheit“ aus Lehrbüchern verbannt worden (siehe z. B.

¹ Erweiterte Fassung eines Vortrags auf der 11. Wissenschaftlichen Arbeitstagung der GTA, 11.-14.03.1999 in Graz

ROHRACHER, 1961) und Psychodiagnostiker(innen) werden gerne gefragt, was sie denn mit ihren Instrumenten zu *messen* gedächten. Zweifellos sind nicht nur einfache, sondern auch komplexere Gegebenheiten quantifizierbar, unbeschadet einiger methodischer Schwierigkeiten, die dabei auftreten können. Aber zumeist geht mit der Annahme der Messbarkeit die Vorstellung einer Unabhängigkeit von „konfundierenden“ Momenten einher; dem entspricht zum Beispiel die Forderung, daß Resultate eines „Leistungsmotivationstests“ nicht mit der Intelligenz (was auch immer das sein mag) korrelieren dürften.

Bleiben wir bei diesem Exempel, so läßt sich verdeutlichen, wie weit man mit einer derartigen Konzeption von der Wirklichkeit entfernt ist. Selbst innerhalb der bis heute maßgeblichen Forschungstradition der Linie MC CLELLAND-ATKINSON-HECKHAUSEN war man zu der Überzeugung gekommen, daß Leistungsmotivation etwas mit Begabung zu tun haben könnte. Dies entspricht durchaus einer Sichtweise, die schon aus dem Alltag, zumindest auf pädagogischer Seite, bekannt sein dürfte: „Intelligente“ Individuen haben mehr Erfolge im Bereich schulischer Leistungen als weniger „begabte“ und Mißerfolge wirken sich negativ auf die Motivation aus. Das heißt aber, die Forderung, wonach Intelligenz und Leistungsmotivation nicht miteinander korrelieren dürften, führt zu realitätsfernen Ansätzen in Forschung und Praxis. Eine Erfassungsmethode, welche die letztgenannte „Variable“ „messen“ soll, aber keine Zusammenhänge mit kognitiven Gegebenheiten - oder auch emotionalen Momenten - aufweist, mag was auch immer quantifizieren, die Leistungsmotivation des Alltags wird es gewiß nicht sein. Hierzu gehören nämlich, außer den erwähnten Begabungen, unter anderem Anspruchsniveaus, Frustrations- und Sättigungstoleranz, sowie Reaktionen auf Erfolge und Mißerfolge und es wäre unsinnig, „Leistungsmotivation“ hiervon abgelöst betrachten zu wollen. Wenn man nicht jede Realitätsorientierung verloren hat, drängt sich eine solche Sichtweise geradezu auf und so sind denn auch Wissenschaftler, die dieses Gebiet erforscht haben, schließlich zu Überzeugungen gelangt, die derselben sehr nahekommen (siehe PLAUM, 1989).

Ganzheitliche Rahmenkonzeptionen gehen von einer angemesseneren Basis aus, und sie tun dies gründlicher, zielstrebig und vor allem konsequenter. Die Vorstellung, man könne irgendwann und irgendwo vielleicht doch noch zu so etwas wie reinen, unverfälschten, elementaren psychischen Gegebenheiten vorstoßen, wird dabei aufgegeben. Dies heißt keineswegs, daß eine Betrachtung der Alltagswirklichkeit unter bestimmten Gesichtspunkten, etwa dem der Leistungsmotivation, unmöglich wäre. Was aber bei nichtholistischen Konzeptionen eine isolierbare Variable sein soll, stellt sich sodann lediglich als ein unselbständiger Aspekt, eine Komponente oder Facette, ein Moment, einer ganzheitlichen Struktur bzw. eines solchen Prozesses dar. Eine derartige Gegebenheit kann daher nicht einfach aus ihrem Kontext herausgelöst werden, ohne konstituierende, charakteristische Merkmale zu verlieren und somit eine künstliche lebensferne Abstraktion darzustellen, die mit der Alltagswirklichkeit nurmehr wenig zu tun hat. Um dies nochmals anhand unseres Beispiels zu unterstreichen: Eine „Leistungsmotivation“ könnte gewiß nicht mehr als solche bezeichnet werden, wenn sie unabhängig von Begabung, affektiver Erregbarkeit oder willensmäßiger Steuerung wäre.

2. Ganzheitliche Betrachtungsweisen

Es ist soeben von verschiedenen Aspekten die Rede gewesen, unter denen man komplexe psychologische Gegebenheiten betrachten kann. Die Blickrichtung war dabei zunächst - eher beispielhaft - auf unterscheidbare psychische Bereiche als solche hinorientiert, wie etwa Kognitionen, Emotionen oder Motivationen. Eine holistische Betrachtungsweise bedeutet aber auch die Möglichkeit, verschiedene Perspektiven einzunehmen, die „ontologisch“ genannt werden können. Gemeint sind damit unterschiedliche „Seinsniveaus“. Ein solches wäre zunächst mit einer rein physischen, vielleicht sogar physikalischen Orientierung gegeben. Dem steht eine biologische bzw. organismische Sicht gegenüber, die von komplexen Lebensvorgängen als Urtatsachen ausgeht. Schließlich kann man noch eine Ebene der Sinn- und Wertbezüge unterscheiden, die auf Zielsetzungen bezogen sind; hier dürfte eine kausal-*mechanistische* Betrachtungsweise kaum ausreichen, um solche Phänomene adäquat zu begreifen; man muß dabei nicht unbedingt den Begriff „teleologisch“ verwenden, um zu verdeutlichen, daß damit eine in die Zukunft weisende Ausrichtung einhergeht, die über begrenzte naturwissenschaftlich-ursächliche Erklärungen hinausweist. Die soeben getroffenen Unterscheidungen berühren im übrigen nicht die grundsätzliche Frage nach der Beziehung von körperlichen und psychischen Gegebenheiten des Menschen im Sinne des Leib-Seele-Problems, denn sowohl eine dualistische Auffassung als auch jede psychophysische Identitätstheorie läßt sich mit den genannten Gesichtspunkten vereinbaren.

Diese können, ebenso wie die zuvor erwähnten übergreifenden psychischen Bereiche (etwa Kognitionen, Emotionen, Motivationen), bereits im Sinne von Metaperspektiven aufgefaßt werden. Dies darf deshalb als angemessen gelten, weil z. B. die *generelle* Betrachtung von Gefühlen oder auch das Erkennen einer organismischen Ebene ein gewisses Abstraktionsniveau voraussetzt: Gegenwärtige empirische Humanwissenschaft begnügt sich nämlich längst nicht mehr mit der *globalen* Erforschung emotionaler Erlebnisse schlechthin - wie dies noch für die Leipziger Schule der Ganzheitspsychologie möglich war - und komplexen Phänomenen lebender Systeme suchen Wissenschaftler nach wie vor durch die Suche nach zahlreichen elementareren und konkreteren Gegebenheiten beizukommen. Damit steigt sie aber gewissermaßen auf eine einzelheitliche Stufe, mit einer Vielzahl unterscheidbarer Untersuchungsgegenstände, herab. Eine ganzheitliche Betrachtung schließt ein detailliertes, konkretes Vorgehen zwar nicht von vornherein aus, wohl aber berücksichtigt sie dabei die Existenz abstrakter zu verstehender metaperspektivischer Hierarchien. Zumindest eine jeweils nächst- „höhere“ Ebene derselben erscheint für eine realitätsgerechte Sicht unabdingbar, wenn nicht gar die Einbeziehung sämtlicher weiterer Zusammenhänge erforderlich ist.

Nehmen wir nochmals das Exempel Leistungsmotivation: Diese muß nicht nur im Kontext weiterer Motivationsaspekte gesehen werden - man weiß beispielsweise, daß das „soziale Anschlußmotiv“ mit dem Leistungsbedürfnis interferiert (vor allem bei Frauen) - , auch kognitive Gegebenheiten spielen dabei eine entscheidende Rolle (etwa in Form von Erfolgserwartungen und Attributionen); affektive Voraussetzungen, Begleiterscheinungen und Folgen sind von Bedeutung und schließlich haben wir dabei mit Zielsetzungen sowie Sinn- und Wertbezügen zu tun. Selbst körperliche Besonderheiten

können nicht ganz vernachlässigt werden, wenn sich etwa Krankheiten motivationsmindernd auswirken. Überdauernde Person- und Umweltvariablen interagieren mit kurzfristigen situativen und Zustands-Änderungen; hiermit ist die Unterscheidung statischer und dynamischer Merkmale angesprochen, eine Dimension, mit deren Erwähnung man dem Rahmenthema dieser Tagung - der Wirkung - bereits näherkommt. Gleichzeitig haben wir damit eine Anknüpfung an die Thematik der vorigen GTA-Tagung gefunden.

Wenn es um Veränderungen, das Werden, geht, gerät die zeitliche Perspektive ins Blickfeld - eine weitere Metaperspektive. Bleiben wir noch einen Moment bei unserem Beispiel „Leistungsmotivation“. Man kann anhand dessen erkennen, daß unterschiedliche Zeitspannen bzw. länger- und kürzerfristige Prozesse wichtig sind. Einmal lassen sich beispielsweise Anspruchsniveaushiftungen bei wenig ausgedehnten Handlungsverläufen feststellen, sodann gibt es dieselben überdauernde Zielperspektiven, etwa die gesamte Lebensspanne betreffend oder bestimmte Abschnitte davon, und schließlich wären auch über die individuelle Lebenszeit hinausgehende epochale Besonderheiten zu berücksichtigen. Letzteres z. B. deshalb, weil wir - wie immer wieder zu hören ist - in einer „Leistungsgesellschaft“ mit entsprechenden motivationalen Konsequenzen leben.

Das heutige Leistungsdenken läßt sich bis zur bürgerlichen „Aufklärung“ um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert zurückverfolgen, wo man „Müßiggang“ nicht mehr tolerieren wollte und Arbeit als eigentliche Bestimmung des Menschen betrachtet wurde (STEKL, 1978). Diese Einstellung hat zwar inzwischen an Bedeutung verloren, ist aber noch immer von erheblichem Einfluß. Für die Leistungsmotivation eines Individuums kann dies konkret bedeuten, sich einer solchen Auffassung anzupassen oder aber eigenes Handeln im Widerspruch dazu auszurichten. Das heißt, nicht nur äußere Bedingungen einer Epoche beeinflussen das Verhalten des Menschen, sondern auch die Internalisierung des jeweiligen Zeitgeistes bzw. dessen Ablehnung, mit entsprechenden Konsequenzen der Gesellschaft für die Person. -

Es sind nunmehr die wichtigsten Metaperspektiven einer ganzheitlichen Sichtweise, die diese Bezeichnung verdient, aufgezeigt worden. Dem Rahmenthema dieser Tagung entsprechend, mag an dieser Stelle die Frage auftauchen: Was hat dies alles mit dem Problem der „Wirkung“ zu tun? Um zunächst eine sehr allgemeine Beantwortung vorweg zu geben, läßt sich feststellen, daß jegliche *Wirkung* nur in einem holistischen Zusammenhang angemessen zu verstehen ist. Dies soll im folgenden weiter expliziert werden.

II. Holismus aus kollektivistischer und individualistischer Sicht

1. Einzelfallorientierte Forschung?

Human- bzw. sozialwissenschaftliche Forschung bezieht sich im allgemeinen nicht auf Individuen sondern *Personengruppen*.² Dabei mag zunächst der Eindruck entstehen, daß eine holistische Betrachtungsweise unter Umständen entbehrlich sei. Wenn es nicht um Einzelfälle geht, vielmehr nur Gruppentendenzen von Interesse sind, erscheinen ganzheitliche Perspektiven vielleicht als weniger wichtig. Nehmen wir ein Beispiel, das nun bereits die Untersuchung von Wirkungen betrifft, nämlich die Frage, welche von zwei unterschiedlichen therapeutischen Interventionen am effektivsten sei. So einfach sich diese Problemstellung einem schlichten Denken darstellen mag, so kompliziert ist sie in Wirklichkeit. Dabei auftretende Schwierigkeiten sind weitgehend bekannt, aber nicht immer werden alle möglicherweise zu bedenkenden Fehlerquellen eines einschlägigen Untersuchungsdesigns hinreichend berücksichtigt. Bereits hier zeigt sich die Notwendigkeit ganzheitlicher Forschungsperspektiven auch bei der Betrachtung von Personengruppen.

Die bloße Mitteilung, die Behandlungsform a habe sich im Vergleich zur Intervention b bei einer empirischen Studie als überlegen erwiesen, sagt natürlich so gut wie nichts aus. Wir wissen, daß hierzu etliche Fragen zu stellen wären, beispielsweise nach Stichprobengrößen und -zusammensetzungen, zu Signifikanzbestimmungen (und deren Voraussetzungen), Kompetenzen der Therapeuten, Zielsetzungen der angewandten Therapiemethoden sowie der Angemessenheit der Datenerhebungsverfahren. Es kann hier nicht auf alle denkbaren und gleichzeitig wichtigen Gesichtspunkte eingegangen werden. Greifen wir den letztgenannten Aspekt, den der Datengewinnung heraus! Welche Methode sollte man hierfür auswählen?

Der Beantwortung einer solchen Frage ist keineswegs nur im Hinblick auf das hier herangezogene Beispiel - Therapiewirkungen - wichtig, sondern von genereller Bedeutung. Dennoch wird den Problemen der Datengewinnung im allgemeinen zur Zeit weit weniger Beachtung geschenkt als dem Prozeß der Datenverarbeitung (hierzu etwa SCHAIPP & PLAUM, 1995). Aber welchen Erkenntnisgewinn vermag die letztere zu erbringen, wenn bereits die zugrundeliegende Basis unzuverlässig erscheint? Werden Befragungen, in Form von Interviews oder Fragebögen herangezogen, so hat man erstens mit den keineswegs simplen kognitiven Voraussetzungen des Fragenstellens und -beantwortens zu tun und es ist zweitens mit diversen (bewußten oder unbewußten) Verfälschungstendenzen auf seiten der Probanden (und der Untersucher?) zu rechnen (PLAUM, 1992).

Diese Erhebungsmethoden finden jedoch üblicherweise Anwendung; andere Verfahren sind kaum von Bedeutung. Verhaltensbeobachtungen mit anschließenden Stellungnahmen unterliegen den bekannten Beurteilungsfehlern und sogenannte projektive Techniken gelten weithin als überholt (siehe aber dagegen beispielsweise BIEDER-

²Wenn hier von „Gruppen“ die Rede ist, so betrifft dies noch nicht so etwas wie gruppendynamische Phänomene.

MANN & PLAUM, 1998). Zudem muß die Sichtweise der Betroffenen keineswegs mit der Perspektive von Psychologinnen/Psychologen übereinstimmen, so daß sich auch von daher einige Probleme ergeben (hierzu etwa BURTH, 1997).

Die gängige Forschungspraxis ist nicht einzelfallorientiert; dies gilt selbstverständlich generell auch für die Untersuchung von Wirkungen. Es ist aber aus der Einzelfallforschung geläufig, daß ein - etwa über Mittelwertbildungen oder ähnliche Zusammenfassungen - aufgefundener Gruppentrend vielleicht noch nicht einmal ein einziges Individuum in der Gruppe angemessen zu kennzeichnen vermag. LEWIN hatte die Vorstellung, daß allgemeine Gesetzmäßigkeiten auch den individuellen Fall hinreichend erklären können müßten. Die Entwicklung unserer Wissenschaft zeigt, daß dies alles andere als leicht zu bewerkstelligen ist. Interessanterweise hat auch SKINNER, der heute sicherlich noch eine größere Akzeptanz für sich verbuchen kann als LEWIN, ein einzelfallbezogenes Vorgehen angestrebt und verwirklicht.

In diesem Zusammenhang müßte allerdings geklärt werden, was individuell orientierte Forschung bedeuten soll. Eine solche stellt sich bei SKINNER gewiß anders dar als bei LEWIN. Wenn nur objektiv registrierbare Verhaltensdaten von Interesse sind, so bleibt zwar gewiß noch reichlich Spielraum für individuelle Besonderheiten, aber gerade diese erschienen Behavioristen wissenschaftlich nicht sonderlich interessant (sieht man einmal von PAWLOW und seinen Nachfolgern ab). Idiographisches Vorgehen, unter Einbeziehung auch der Erlebnisseite psychischer Gegebenheiten, war jedenfalls nicht das Anliegen klassischer Verhaltenstheoretiker.

Eine solcherart verstandene individuelle Orientierung läßt sich wissenschaftlich jedoch keineswegs problemlos angehen, da Wissenschaft auf Allgemeines ausgerichtet ist und es auch allgemeiner oder zumindest allgemein verständlicher Beschreibungskategorien bedarf, um Besonderheiten des Einzelfalles zu kennzeichnen. So hat man die individuelle Persönlichkeit als einmalige Kombination zahlreicher Variablen bzw. deren Ausprägungen verstehen wollen. Eine solche Auffassung erkennt jedoch, daß sich ein und dasselbe Merkmal im Kontext qualitativ aber auch quantitativ andersartiger Gegebenheiten recht unterschiedlich darstellen mag. Somit ist nicht nur die jeweils gegebene Kombination einmalig, vielmehr sind die hierfür grundlegenden Variablen strenggenommen interindividuell kaum noch miteinander vergleichbar. Auch in diesem Zusammenhang erweist sich eine holistische Betrachtungsweise als angemessen.

Probleme tauchen bereits auf, wenn - zunächst rein statistisch zu verstehende - Wechselwirkungen x -ter Ordnung selbst bei wenigen Variablen vorkommen und für eine adäquate Beschreibung herangezogen werden müßten. Dabei stößt man, zumal wenn viele Merkmale zu berücksichtigen wären, rasch an die Grenze des praktisch Machbaren. FLAMMER (1978) hatte in diesem Zusammenhang von der „Krise der Differentiellen Psychologie“ gesprochen. Die von ihm gemeinte Differentielle Psychologie geht aber noch gruppenbezogen vor und keineswegs idiographisch!

2. Die Notwendigkeit von Einzelfallanalysen

Doch selbst in der gruppenorientierten Differentiellen Psychologie ist die soeben berührte Angelegenheit weitaus komplizierter als es aufgrund eines varianzanalytischen Modells einsinniger Wechselwirkungen scheinen mag. Zahlreiche, wenn nicht alle humanwissenschaftlich relevanten Merkmale lassen sich keineswegs zwang- und folgenlos aus ihrem Kontext herauslösen. Gute Beispiele hierfür findet man in der Erforschung des Zusammenwirkens von Erbe und Umwelt sowie Person und Situation. Nach gängigen varianzanalytischen Betrachtungsweisen müßten sich diese Gegebenheiten voneinander trennen lassen, um sie sozusagen in reiner Form erfassen zu können. Erst wenn man meint, dies geleistet zu haben, erscheint es sinnvoll, herauszufinden, wie diese als isolierte Variablen gedachten Ursachenkomplexe zusammenwirken könnten, um Verhaltensweisen hervorzurufen. Dieser kausal-mechanistischen Sichtweise ist die Vorstellung einer sogenannten dynamischen Interaktion gegenübergestellt worden:

Dabei geht es nicht mehr nur um eine einseitig gerichtete Wirkung, sondern einen komplexen ganzheitlichen Zusammenhang, der nicht in einzelne Elemente zerlegt werden kann. Bei der Betrachtung von Umwelt- und Erbfaktoren bedeutet das, daß diese beiden Voraussetzungen keineswegs als voneinander unabhängig zu betrachten sind. So wird etwa das aufgrund seiner genetischen Ausstattung niedlich und hübsch aussehende Baby zu anderen Reaktionen der Mitmenschen Anlaß geben als das unansehnliche. Das heißt, Umwelteinflüsse verstärken nicht nur einfach - ab einem bestimmten Zeitpunkt - eine gleichsinnige Wirkung ererbter Merkmale auf ein Individuum, sondern sind von Anfang an untrennbar mit diesen verknüpft (hierzu AMELANG & BARTUSSEK, 1997).

Nehmen wir ein weiteres Beispiel, die Einflüsse von Person- und Situationsmerkmalen betreffend: Was bewirkt das eifrige Klavierspielen von Kathrin Kleinmüller; ihr Interesse an der Musik (Personvariable), das Vorbild erfolgreicher Pianistinnen in Konzerten (Umweltvariable) - oder beides zusammen? Diese vernünftig erscheinende Frage erweist sich keineswegs als sonderlich sinnvoll, wenn man von einem „dynamischen Interaktionismus“ ausgeht, denn bei einer solchen Sichtweise wird berücksichtigt, daß Kathrin Kleinmüller wohl kaum ohne ihre speziellen Interessen freiwillig in die Situation eines Klavierkonzertes hineingeraten würde und eben diese Situation wiederum das Personmerkmal (Interesse) verstärken dürfte (wobei der letztgenannte Begriff hier nicht in einem lerntheoretischen Sinne zu verstehen ist). Wir haben es dabei, wohlgemerkt, nicht lediglich mit zwei *unabhängig* voneinander existierenden Merkmalsbereichen (Person einerseits, Situation andererseits) zu tun, die erst beim *Zustandekommen eines Verhaltens* zusammenwirken - was mit einem kausal-mechanistischen Interaktionsmodell in Übereinstimmung wäre - sondern einer wechselseitigen Beeinflussung dieser beiden Merkmalsbereiche, und zwar bereits *vor* einer möglichen Auswirkung auf das konkrete Verhalten (Klavierspielen).

Die auch in der Theorie problematische Vorstellung einer Isolierbarkeit personaler und situativer Gegebenheiten hat dazu geführt, daß Kurt LEWIN als letzte „Einheiten“ des Psychischen weder elementare Personmerkmale noch Situationen per se und auch nicht „beides zusammen“ - im Sinne einer trotz der jeweiligen Isolierung und erst im *Verlauf* eines Prozesses zu erfolgenden Verknüpfung - betrachtete, sondern von vornherein den gesamten „Lebensraum“, das heißt in diesem theoretischen Kontext die

„Person in der Situation“, als von Anfang an gegebenen holistischen Komplex, seiner wissenschaftlichen Arbeit zugrundegelegt hat.

Während also die „Mainstream-Psychologie“ nach wie vor von der Isolierbarkeit einzelner Variablen bzw. Variablenkomplexe ausgeht und sich von daher Gruppenuntersuchungen ohne Berücksichtigung individueller Besonderheiten problemlos darstellen mögen, rückt mit der „Person in der Situation“ als Basis wissenschaftlicher Betrachtung der Einzelfall ganz in den Vordergrund. Denn wenn es noch plausibel erscheinen mag, Situationen ohne Bezug zu den in diesen lebenden Menschen zu sehen, und, wenn nicht Personen insgesamt, so doch einzelne interindividuell vergleichbare Merkmale derselben zu untersuchen, so stellt sich spätestens bei der Eröffnung der umfassenden Perspektive „Person in der Situation“ ein lediglich nichtindividuelles Herangehen als dem Forschungsgegenstand unangemessen heraus. Personen und Situationen sind von daher sozusagen per definitionem nicht mehr problemlos trennbar; beiden Momenten kommt keine voneinander unabhängige Existenz mehr zu und die Abhängigkeit beider ist durch die einzelnen Individuen gegeben: Situationen gewinnen nurmehr aus der Sicht der individuellen Personen psychologische Bedeutung und diese wiederum erfahren ihre Prägungen bzw. Ausrichtungen im Hinblick auf die jeweiligen situativen Gegebenheiten. Das heißt: Die „Person in der Situation“ stellt keine überindividuelle Einheit dar, sondern ist nur als individuelles Faktum existent.

Dies bedeutet nicht, daß damit eine gruppenorientierte Forschung prinzipiell unmöglich wird. Allerdings werden dabei Prioritäten vertauscht: Während in der Mainstream-Psychologie die Neigung besteht, den Einzelfall von Gruppentendenzen her zu betrachten, legt die Ausrichtung an der „Person in der Situation“ das umgekehrte Vorgehen nahe: Erst die Gesamtbetrachtung aller untersuchten *Individuen* läßt erkennen, ob es *überindividuelle* Tendenzen gibt, welche dies gegebenenfalls sind und wie sie eventuell näher zu charakterisieren seien.

3. Das Ideal der reinen Variablen und die „Vermischtheit“ der Realität

Diese Umkehrung erleichtert zunächst einmal das Verlassen einer Fixierung auf Variablen als isolierbare und womöglich unabhängig voneinander existierende Entitäten, die sich idealerweise quantifizieren, „messen“ lassen müßten. Im Zusammenhang mit dem RASCH-Modell in der Testtheorie, das eigentlich psychometrische Konzeptionen geradezu überspitzt zur Geltung gebracht hat, ist man inzwischen sehr deutlich an die Grenzen der Meßbarkeit gestoßen. Es muß hier darauf verzichtet werden, auf Versuche einzugehen, dieselbe nicht nur im Grundsätzlichen zu retten, sondern darüber hinaus (unter bestimmten Bedingungen) entscheidend zu verbessern. *Ein* wesentlicher Fortschritt, den die Bemühungen um das Rasch-Modell mit sich gebracht haben, liegt jedenfalls darin, daß bislang übliche *naive* Auffassungen von psychologischen Quantifizierungen in Frage zu stellen waren. Die daraufhin erfolgende Suche nach Dimensionen, die sich isoliert, rein, und unverfälscht durch nicht dazugehörige, sozusagen verunreinigende Variablen, „messen“ lassen, führte bald zu der Erkenntnis, daß dieses anzustrebende Ideal erstens nur schwer zu erreichen ist und man es außerdem - zweitens -,

falls dies dennoch zu gelingen scheint, dann vielleicht mit psychologisch nicht sinnvollen Artefakten zu tun hat. Drittens - das darf wohl hinzugefügt werden -, dürfte ohnedies die Existenz solcher elementarer, reiner Gegebenheiten aufgrund der Komplexität der Realität recht unwahrscheinlich und somit eine holistische Sichtweise der Wirklichkeit angemessener sein. Bereits die Faktorenanalyse, als älterer Versuch, reine psychologische Dimensionen zu gewinnen, hat nicht zu den erhofften Resultaten geführt (Zu solchen grundsätzlichen diagnostischen Fragen siehe PLAUM, 1996).

Es ist in diesem Zusammenhang ganz interessant, festzustellen, daß das Bemühen um elementare Reinheit und Unverfälschtheit ein weit über die Wissenschaften hinausreichendes Kulturphänomen darstellt. Vor allem im 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des zwanzigsten spielten solche Reinheitsideale eine nicht zu unterschätzende Rolle: Ältere Menschen wissen anschaulich darüber zu berichten, wie damals das Bestreben war, zum Beispiel möglichst „reines“ Mehl - um Weißbrot backen zu können - oder reinen weißen Zucker zu bekommen; Schwarzbrot galt als minderwertiger und eingedickter Rübensaft war in den Augen der Reinheitsfanatiker nichts weiter als unreinigter und daher zu reinigender Zucker. Die chemische Industrie trug entscheidend zur Produktion reiner Substanzen bei; *natürlich* vorkommende Stoffe mit Heilwirkungen wurden isoliert, sowie - selbstverständlich in reiner Form, ohne weitere Zusätze - als Medikamente *künstlich* hergestellt. Künstlichkeit erfuhr eine Hochschätzung, die in der Gegenwart jedoch erheblich geringer geworden ist. Heute hat sich die Überzeugung durchgesetzt, daß zum Beispiel Weißbrot ebenso wie der reine weiße Industriezucker nicht unbedingt der Gesundheit dient und auch die Naturheilkunde wird eher akzeptiert als noch vor wenigen Jahrzehnten. In der Psychologie allerdings sind Reinheitsideale nach wie vor recht bedeutsam; manche mögen hier vielleicht hinzufügen wollen: und damit hinkt diese Wissenschaft - wieder einmal - aktuellen Kulturströmungen erheblich hinterher.

Wenn „Vermischtes“ aber keineswegs von vornherein als minderwertig betrachtet wird, dann hat man auch in der Psychologie weniger Probleme mit holistischen Konzeptionen im allgemeinen und insofern erscheint die LEWINSche Einheit „Person in der Situation“ als attraktive Alternative zu anderen, beispielsweise faktorenanalytisch fundierten Persönlichkeitstheorien. Wie bereits angesprochen, führt dies zum Primat des Individuums (ein Gesichtspunkt, der im übrigen in der Gegenwartskultur ebenfalls recht aktuell ist). Wenn man so will, läßt sich dies auch als eine humanistische Perspektive bezeichnen.

Die Ganzheit „Person in der Situation“ ist keine reine, unvermischte, sondern eine komplexe Gegebenheit. Dies gilt für alle „Personen in einer Situation“. Somit hat man es auch bei Gruppen von Individuen nur mit solchen „Personen in ihrer jeweiligen (nicht nur objektiven, sondern vor allem eben auch subjektiven) Situation“ zu tun, das heißt aber, nach der soeben getroffenen Feststellung, mit einer „Ansammlung“ von Komplexem und „Vermischtem“. Dies wiederum bedeutet, daß sich auch bei einem Kollektiv keine reinen, „unverfälschten“ Variablen finden, geschweige denn „messen“ lassen. Wird daher eine Erfassung situativer Merkmale oder gar eine solche von Persönlichkeitsdimensionen generell unmöglich? Die Antwort auf diese Frage hängt davon

ab, was man unter „Erfassung“ verstehen möchte. Soweit damit ein streng psychometrisches Vorgehen im obengenannten testtheoretischen Sinne gemeint ist, müßte die Frage wohl mit „ja“ beantwortet werden. Wenn jedoch eine Informationsgewinnung zur Diskussion steht, die Komplexes und Vermischtes betrifft, so stellt sich das Problem differenzierter dar.

Versuchen wir dies anhand des oben bereits herangezogenen Beispiels der Leistungsmotivation zu verdeutlichen! Wie gezeigt wurde, hat man es dabei mit einer höchst komplexen und durchaus sehr „vermischten“ Angelegenheit zu tun. Das heißt, Leistungsmotivation als etwas Reines, Unvermischtes erfassen zu wollen, beruht auf einer Illusion. Nimmt man jedoch von einem derart realitätsfernen Anspruch Abstand, so ist folgendes zu sagen: Was die situativen Bedingungen betrifft, so läßt sich der Versuch unternehmen, diese derart zu gestalten, daß das Auftreten von so etwas wie Leistungsmotivation auf der Personseite möglichst deutlich hervortreten und sich in entsprechendem Verhalten manifestieren *kann*. Eine Garantie hierfür ist jedoch niemals möglich, denn im Einzelfall mag das zu untersuchende Individuum die Situation subjektiv gar nicht als sonderlich leistungsmotivierend erleben oder es stehen für diese Person andere Motive - wie etwa das Bedürfnis nach sozialem Kontakt - sehr viel stärker im Vordergrund. Letzteres ist bekanntlich als Ursache dafür angenommen worden, daß es so schwer war, bei Frauen eine verlässliche Leistungsmotivationsdiagnostik durchzuführen (hierzu etwa HELD & PLAUM, 1995). Das heißt aber - und dies läßt sich nun verallgemeinern -: Man kann nur *versuchen*, die bestmöglichen situativen Bedingungen für das Hervortreten des interessierenden Persönlichkeitsmerkmals zu realisieren, und darauf *hoffen*, daß das untersuchte Individuum dem auch entspricht. Die zu erfassende (komplexe) Variable läßt sich somit allenfalls *schwerpunktmäßig* anvisieren und nicht von ihrem Kontext trennen, der - direkt oder indirekt - mit in den zu erhebenden Befund eingeht. Beispiele dieser Art Diagnostik sind etwa die Konstanzer Erfolgs-Mißerfolgs-Batterie (PLAUM, 1989; siehe auch HELD & PLAUM, 1995), die Leistungsmotivation betreffend, sowie - im Leistungsbereich - der GOTTSCHALDTsche Würfelkasten (siehe KLIX & LANDER, 1967), beides gestalttheoretisch inspirierte Verfahren. Von „Messen“ im testtheoretischen Sinne kann hierbei nicht die Rede sein.

III. Auf der Suche nach Wirkfaktoren

1. Umstrukturierungen bei „Personen in der Situation“

Sollen die bisherigen Ausführungen auf die Suche nach Wirkfaktoren bezogen werden, so dürfte zunächst klar sein, daß es eine Illusion wäre, anzunehmen, man könne solche Gegebenheiten als reine, isolierbare Variablen finden. Was hat beispielsweise zur Verbesserung des gesundheitlichen Zustandes von Frau X. während einer Kur geführt? Bäder? Massagen? Das Klima? Die Distanz von zuhause? Der Kontakt zu Mitpatienten? Der „Kurschatten“?

Vielleicht müßte eine solche Frage - umfassende Kenntnisse zu den hier wirksamen Faktoren vorausgesetzt - wie folgt *individuell* beantwortet werden: Aufgrund der Dis-

tanz von zuhause war Frau X. in der Lage, ein anregendes Klima, eine reizvolle Landschaft, positiv auf sich wirken zu lassen, was durch die entspannende Wirkung der Bäder verstärkt worden ist; daß es Mitpatienten gibt, denen es offenbar schlechter ging als ihr, hat Frau X. neuen Lebensmut gegeben und sie offener für andere Menschen gemacht; die daraufhin möglichen Gespräche konnten ihr wiederum veränderte Lebensperspektiven nahebringen; schließlich hat der Masseur bei Frau X. erotische Gefühle ausgelöst, die wiederum in der geschilderten aktuellen sozialen Situation zur Realisierung eines „Kurschattens“ führten; dieser hat aufgrund seiner anziehenden Wirkung Frau X. zu der Überzeugung bringen können, daß es doch besser sei, die Diätvorschriften einzuhalten und nicht etwa sich am Nachmittag ins Café zu setzen, um dort die Sahnetorte zu verspeisen ... Welches wären also hier die Wirkfaktoren gewesen? Die positiven Effekte der Kur haben gewiß etwas zu tun mit der Abwesenheit der Familie, dem Klima, der Landschaft, den Bädern und Massagen, den Mitpatienten und schließlich dem Kurschatten - aber es ist mitnichten dieser Kurschatten als solcher, der kontextunabhängig wirken würde, auch keineswegs die Landschaft und die Massage und alles, was hier genannt oder auch nicht genannt wurde, welches *für sich* genommen einen wünschenswerten Effekt gehabt hätte.

Es ist vielmehr die gesamte „Person in der Situation“, die Veränderungen, Umstrukturierungen erfahren hat. Natürlich kann man auf die Idee kommen, feststellen zu wollen, welche Wirkung aber nun ein einziger „Faktor“, meinetwegen der Kurschatten, „aufs Ganze gesehen“, haben mag. Angenommen, es sei eine entsprechende Untersuchung durchgeführt worden mit dem Ergebnis, daß unter den Patienten ohne Kurschatten 50 % zu finden gewesen wären, die einen wie auch immer operationalisierten Kurerfolg aufgewiesen hätten, während bei 80% derjenigen Gruppe, die einem solchen erotischen Stimulus ausgesetzt war, von einem Erfolg des Kuraufenthaltes gesprochen werden könnte. Abgesehen von methodischen Problemen, die bei derartigen Untersuchungen auftreten, ist hierzu folgendes zu sagen: Man muß feststellen, daß die Effekte desselben jeweils ganz individuell gesehen werden sollten; das heißt, es sind recht verschiedene Wirkungsweisen denkbar. Die bloße Existenz des Kurschattens mag zunächst überhaupt nichts Entscheidendes bewirken. Jedenfalls würde es eine an Stupidität kaum zu überbietende Maßnahme darstellen, wollte man nun, aufgrund eines solchen Forschungsergebnisses, allen Kurpatientinnen einen Kurschatten verschreiben (auf Krankenschein wäre so etwas ohnehin nicht möglich), um den Kurerfolg zu steigern, und zwar deshalb, weil die individuellen „Personen in der Situation“ gar nicht untereinander vergleichbar sind. Außerdem könnten sich vorwiegend solche Frauen, die von vornherein aktiver, lebensfroher, abenteuerlustiger sind als andere, einen Kurschatten zulegen und der eben erwähnte fiktive Prozentsatz (80 %) würde dann vielleicht nur die höchst triviale Tatsache widerspiegeln, daß weniger kranke Personen auch am Ende einer Kur im Vergleich zu ihren Mitpatientinnen (-patienten) gesünder wirken.

In diesem Zusammenhang darf man die Frage stellen, wie mit den 20% der letztgenannten Versuchspersonengruppe umzugehen wäre, bei denen keine Besserung - oder gar das Gegenteil - nachzuweisen war, z. B. wegen eines schlechten Gewissens, den Kurschatten betreffend. Von mindestens dem gleichen Prozentsatz negativer Effekte muß im übrigen aufgrund empirischer Resultate bei Psychotherapien generell ausgegangen werden (hierzu PLAUM, 1992, S. 196). Was den Kurschatten betrifft, so könnte auch im Nachhinein noch eine ungünstige Situation etwa dadurch entstehen, daß der

Ehepartner von der Untreue erfährt. Sollte man solche Risiken, überhaupt die Gefahr von Negativeffekten, im Sinne des „größten Glückes der großen Zahl (der Kurpatientinnen)“ einfach hinnehmen? Verantwortungsbewußter wäre es zweifellos, genaue Informationen zu der jeweiligen „Person in der Situation“ zu erheben, um von daher gegebenenfalls mögliche Risiken vorher abschätzen zu können. (Damit möchte der Verfasser keineswegs speziell für den Kurschatten plädieren, der sich vielleicht im Einzelfall als Wirkfaktor anzubieten scheint; dieses Beispiel wurde nur gewählt, um auch einmal auf Gegebenheiten hinzuweisen, die gemeinhin keine Berücksichtigung finden). Dies bedeutet, daß man sich in jedem Einzelfall der Mühe einer umfassenden, ganzheitlichen und gründlichen individuellen Diagnostik unterziehen müßte, um die jeweils individuell gegebenen Zusammenhänge herauszufinden (PLAUM, 1992).

Eine solche sollte all das einbeziehen, was im vorliegenden Beitrag an Grundsätzlichem gesagt worden ist, angefangen bei den zu Beginn erwähnten unterschiedlichen Bereichen, über verschiedene Dimensionen und Metaperspektiven, bis zur holistischen Konzeption der individuellen „Person in der Situation“. Dies im Einzelfall und dann auch bei einer gruppenorientierten Betrachtung zu berücksichtigen, stellt gewiß keine leichte Aufgabe dar und bringt einen ganz erheblichen Arbeitsaufwand mit sich.

In diesem Zusammenhang darf man vielleicht fragen, was so manche Therapeutin, so manchen Therapeuten veranlassen mag, zu meinen, eine hochkomplexe „Person in der Situation“ lasse sich in relativ kurzer Zeit bezüglich ihrer wesentlichen Aspekte derart „durchschauen“, daß frohgemut mit einer spezifischen Behandlung begonnen werden kann. Auch Psychologinnen und Psychologen ist nicht ein besonderes Charisma eigen, das einen solchen Optimismus rechtfertigen würde; sie haben keine paranormalen Fähigkeiten, die den raschen „Durchblick“ ermöglichen könnten. Fachkompetente Diagnostikerinnen und Diagnostiker sind vielmehr daran zu erkennen, daß sie sich im Hinblick auf die Beurteilung ihrer Mitmenschen *bei weitem* zurückhaltender geben als diese. Angewandte Psychologie im Stile mancher Fernsehsendung („Lämmle live“ als Paradebeispiel) ist nicht höchste Professionalität, sondern gefährliche Scharlatanerie.

2. *Ein weiteres Beispiel zur holistischen Betrachtungsweise von Wirkungen: Der Intercity bei der Fahrt durch einen Bahnhof*

Bislang war von der „Person in der Situation“ zwar nicht ohne Beispiele, aber doch in ziemlich allgemeiner Weise die Rede. Tatsächlich handelt es sich dabei aber um ein höchst differenziertes Gebilde, wenn dies einmal so formuliert werden darf. Geht man vom LEWINschen Modell aus, so ist nicht nur die Person als eine komplex strukturierte Gegebenheit zu betrachten, der Situation kommt ebenso eine ausgeprägte Differenziertheit zu, jedenfalls im allgemeinen und bei bestimmten Gelegenheiten. Es lassen sich verschiedene, zum Teil gewissermaßen ineinandergeschachtelte Systeme unterscheiden. Kennzeichnend für die Sichtweise LEWINs ist die Konzeption von Person und Situation als ständigen Veränderungen unterworfen; ein für allemal festliegende Stabilitäten gibt es dabei nicht. Im Rahmen dieser Grundorientierung muß auch die Frage nach Wirkfaktoren gesehen werden.

Nehmen wir daher als letztes Beispiel einen zweifellos recht dynamischen Prozeß, nämlich die Fahrt eines Intercity-Zuges durch einen bestimmten Bahnhof, das heißt, einen Vorgang innerhalb einer kurzen Zeitspanne, den „Momentaufnahmen“ des LEWINschen Person-Umwelt-Modells entsprechend. Was bewirkt die Fahrt dieses Verkehrsmittels, oder, konkreter gefragt, weshalb fährt der IC 781 um 13.49 Uhr mit einer Geschwindigkeit von 82,5 km/h durch den Bahnhof Eichstätt?

Zunächst mag es naheliegend erscheinen, diese Frage als eine rein naturwissenschaftlich-technische zu betrachten, fern von jeglicher Psychologie. Offenbar hat das hier zur Diskussion stehende Ereignis mit physikalischen Gegebenheiten zu tun und somit wird eine entsprechende Perspektive angemessen sein: Das Gelände des Bahnhofs ist von Bedeutung bzw. der damit zusammenhängende Schienenverlauf, ferner die materielle Beschaffenheit der Waggons, deren Räder, Reibung, sowie technische Möglichkeiten bezüglich Geschwindigkeit und Beschleunigung; nicht ganz unwichtig dürfte die Funktionsfähigkeit von Signalen sein und anderes mehr. Hierbei handelt es sich um *eine* Betrachtungsebene dieser konkreten Situation. Eine andere, nunmehr bereits nichtphysikalische - man mag sie „teleologisch“ nennen - ist die der Fahrplangestaltung: Fährt der IC nicht deshalb mit einer bestimmten Geschwindigkeit durch den Bahnhof, weil er um 15.19 in Rosenheim sein soll, um dort 15.27 den Anschluß nach Kufstein zu ermöglichen? Dies wäre eine weitere Betrachtungsebene, der wohl kaum weniger Bedeutung zukommt als der ersten. Die ausschließliche Beschränkung auf nur eine dieser Perspektiven wäre unzulässig, weil reduktionistisch.

Aber - und damit kommen wir zu einer menschlichen Person -, kommt es bei der Fahrgeschwindigkeit nicht entscheidend auf den Lokführer an? Die Abhängigkeit von ihm wird vielleicht nur in Extremfällen bewußt, etwa bei einem Unglücksfall, wenn man im nachhinein von „menschlichem Versagen“ spricht. Eine solche Äußerung bezieht sich auf eine *personale* Ebene. Nun sind wir zur „Person in der Situation“ vorgestoßen: Den Lokführer findet man in einer Lage, die bestimmt ist durch physikalische Gegebenheiten der Umwelt ebenso wie aufgrund der außerhalb *seiner* Person vorliegenden Fahrpläne mit entsprechenden Anweisungen. In diese schon recht komplizierte Situation soll er sich handelnd einfügen und zwar mit seiner ebenfalls höchst komplexen Persönlichkeit. Das heißt, es ist keineswegs gleichgültig, welche Emotionen, Motivationen und Kognitionen den Lokführer momentan bestimmen. Solange sich diese in einem sozusagen normalen Bereich bewegen, mag man hiervon keine Notiz nehmen; kommt es aber dabei zu starken Abweichungen von einer Norm, so kann die ganze Angelegenheit geradezu gefährlich werden. - Die Gesamtsituation, welche die Fahrgeschwindigkeit bestimmt, erfordert eine umfassende, holistische Betrachtungsweise, die alle relevanten Gesichtspunkte und deren Zusammenhänge berücksichtigt.

Auch bereits innerhalb der verschiedenen Betrachtungsebenen sind Abhängigkeiten vorhanden, zum Teil solche, die gar nicht unmittelbar erkannt werden können. Nehmen wir als Beispiel die Fahrplangestaltung und hier ganz konkret die Frage, ob denn die Abfahrt des Schiffes in Berg am Starnberger See um 11.42 Uhr irgendetwas mit der Ankunft der Oberweißbacher Bergbahn in Lichtenhain im Thüringer Wald um 17.46 zu tun habe; wer sich die Mühe macht, im Bahnkursbuch nachzusehen, kann feststellen, daß die Anschlüsse in Starnberg, München-Hbf, Saalfeld, Rottenbach und Obstfelder-schmiede zu dieser Bergbahn recht gut aufeinander abgestimmt sind. Die beiden Ereignisse - das eine auf dem Starnberger See und das andere im Thüringer Wald - dürfen unter dem Aspekt der Gesamtfahrplangestaltung durchaus nicht als völlig unabhängig voneinander angesehen werden. - Man könnte zu den oben genannten Gesichtspunkten weitere hinzufügen, etwa auftretende Störmomente durch extreme Witterungsbedingungen oder Bombendrohungen mit entsprechenden Umleitungen und Verspätungen.

Ach ja - ist nicht im Titel des vorliegenden Beitrags noch der 26. Geburtstag einer Sabine M. genannt? Was mag dieses Ereignis mit der Fahrgeschwindigkeit des besagten IC zu einer bestimmten Zeit im Bahnhof Eichstätt zu tun haben? Bislang kam die *zwischenmenschliche* Situation des Lokführers noch nicht zur Sprache. Nehmen wir also an, Sabine M. sei dessen Freundin. An deren sechsundzwanzigstem Geburtstag ist also unser Lokführer unterwegs. Er scheint ein wenig unter Zeitdruck zu sein, denn wir haben am Bahnhof Eichstätt bereits 13.49 Uhr und um 13.55 sollte der Zug schon in Ingolstadt ankommen; dennoch könnte er vielleicht ein wenig schneller fahren. Weshalb tut er bzw. der Lokführer das nicht? Da diese ganze Geschichte ohnehin fiktiv ist, gehen wir ganz kühn einmal davon aus, er habe vor dem Antritt seines Dienstes verschlafen und Sabine M. nur ganz kurz anrufen können, um ihr zu gratulieren; diese, darob erbost, sei ihrem Lokführer am Telefon ziemlich unfreundlich begegnet. Diesem wiederum dürfte eine solche Szene - gerade an Sabines sechsundzwanzigstem Geburtstag (es war nämlich der erste, seit sie sich kennen) - recht unangenehm gewesen sein, so daß er noch sehr in Gedanken damit beschäftigt war, was dann zu einem etwas verspät-

teten Dienstantritt führte und ihm zusätzlich eine Rüge einbrachte. Auf diese Weise emotional etwas aus den Fugen geraten, mit entsprechenden Konsequenzen im kognitiven und Handlungs-Bereich, trat nun unser Lokführer seine Fahrt, nicht ganz pünktlich, an. Solcherart „in Gedanken“ bremste er just vor der Kurve bei der Einfahrt in den Bahnhof Eichstätt, den Zug auf 82,5 km/h ab, obwohl die Durchfahrt schneller hätte vonstatten gehen können. Ist dies nun durch Sabine M. bzw. ihr Verhalten bewirkt worden?

Völlig außer acht dürfen wir sie gewiß nicht lassen. Dadurch wird die Beantwortung unserer so einfach klingenden Frage - nämlich nach der die festgestellte Geschwindigkeit bewirkenden Ursache - aber noch schwieriger, geht es doch nun zusätzlich um eine zweite „Person in der Situation“, nämlich Sabine M.! - Aber brechen wir diese komplizierte Suche nach Wirkungen an dieser Stelle ab; es ließen sich noch zahlreiche Erweiterungen unserer Überlegungen hinzufügen und wir würden damit nicht so schnell zu einem Ende kommen.

3. Was bringt uns diese Geschichte?

Die fiktiven Überlegungen zur Geschwindigkeit eines IC an einem geographischen Ort zu einer festgestellten Zeit, unter Berücksichtigung eines bestimmten Lokführers und einer gewissen Sabine M. (an deren 26. Geburtstag) können hoffentlich das Elend mit der Suche nach Wirkfaktoren in einer hochkomplexen Realität veranschaulichen. Noch deutlicher dürfte geworden sein, daß die Hoffnung, zahlreiche *reine*, d. h. isolierbare, vielleicht sogar meßbare, wirkende Faktoren aufzufinden, ganz besonders wirklichkeitsfremd ist. Es wird nicht schwer sein, Übertragungen auf andere Gebiete bzw. Ereignisse, etwa ausschließlich humanwissenschaftlich zu betrachtende, vorzunehmen.

Oben ist auf Unterschiede zwischen gruppenorientierten und einzelfallbezogenen Fragestellungen hingewiesen worden. Vor allem bei den ersteren scheinen grob vereinfachende Ansätze erfolgversprechend zu sein. Kommen wir nochmals auf unser Intercity-Beispiel zurück und fragen: Wenn man schon die Geschwindigkeiten solcher Fahrzeuge untersuchen möchte, genügt es dann nicht, für zahlreiche, vermutlich sogar die meisten der dabei interessierenden Fragestellungen, sich mit einem einzigen Ursachenkomplex und Durchschnittswerten zu begnügen? Reicht es vielleicht aus, zum Beispiel lediglich die Orientierung der Lokführer an den Fahrplänen zu betrachten? Entscheidend ist in solchen Fällen, ob man sich mit Oberflächlichkeiten und groben Wahrscheinlichkeiten zufrieden geben möchte und welche Risiken dabei in Kauf genommen werden sollen. Das Eisenbahnunglück von Eschede im letzten Jahr hat gezeigt, daß ein Weiterdenken, über routinemäßiges Vorgehen hinaus, durchaus sinnvoll sein kann. In diesem Fall ging es auch nicht nur um ein einzelnes Individuum; diese Nachlässigkeit hatte Konsequenzen, sogar tödliche, für eine ganze Gruppe von Menschen. Man kann versuchen, sich durch den Verweis auf unvermeidbare Restrisiken aus der Affäre zu ziehen; dies dürfte aber wohl kaum allgemein befriedigen.

Die Suche nach der entscheidenden Ursache war bei dem Unglück von Eschede relativ leicht zu bewerkstelligen. In den Humanwissenschaften haben wir im allgemeinen

eine wesentlich komplexere Realität vor uns. Wenn man das Beispiel mit dem Intercity heranzieht, zeigt sich die Wirklichkeitsferne bei dem Bemühen, reine Wirkfaktoren zu isolieren: Die („dynamische“) Interaktion der „Person-in-der-Situation-Systeme“ - Lokführer einerseits und Sabine M. andererseits - erlaubt keine getrennte Betrachtung der beiden, im Hinblick auf eine lediglich einsinnige Beeinflussung der genannten Geschwindigkeit des IC. Gerade die Beziehung *zwischen* diesen Systemen hatte entscheidende Wirkungen. Gewiß ließe sich diese als neue, erfolgversprechendere Variable definieren. Ein Problem bei einer solchen Idee - neben anderen, die aus holistischer Sicht entstehen und oben behandelt wurden - ist schon allein dadurch gegeben, daß sich die Realität nicht zwangsläufig so transparent darstellt, um derartige Möglichkeiten ohne Schwierigkeiten erkennbar werden zu lassen. Wenn es um nichtlebende Systeme geht mag solches besser gelingen. So dürfte es z. B. ohne weiteres einleuchten, daß die Zielvorgaben des Fahrplans nicht unabhängig von den rein physikalisch zu verstehenden Bahnstreckenführungen sind. Auch dies läßt sich bereits als „dynamische Interaktion“ hinsichtlich der Wirkung auf die Fahrgeschwindigkeit ansehen.

Indessen wird die Suche nach reinen, voneinander *unabhängigen* Wirkfaktoren, zumindest in der Psychologie, weitergehen, selbst wenn es um *lebende* Systeme geht. So plausibel und selbstverständlich die Überlegungen des vorliegenden Beitrages auch erscheinen mögen, der Realisierung entsprechender Einsichten in der Wissenschaft und deren Anwendungsbereichen stehen kaum zu überwindende Hindernisse entgegen. Dies hängt nicht nur mit Vereinfachungen zusammen, die bei konkreten Forschungen zwangsläufig vorgenommen werden müssen, sondern kommt auch den Bedürfnissen in der Praxis entgegen. Obwohl dort die Komplexität des Alltags denjenigen begegnet, die hierfür aufgeschlossen sind, nehmen Praktiker(innen) simple, dieser Realität nicht angemessene Ansätze dankbar an, ganz einfach deshalb, weil sie sich als leichter handhabbar darstellen. Gegen diese sehr stabile, festgefügte Allianz von Wissenschaft und Praxis wird man gewiß nicht ohne weiteres ankommen können.

Zusammenfassung

Die Frage nach Wirkfaktoren in den Humanwissenschaften wird aufgrund einer holistischen Betrachtungsweise behandelt. Zunächst erfolgt die Herausarbeitung hierarchisch zu verstehender Metaperspektiven, sodann die der Notwendigkeit einzelfallorientierter Vorgehensweisen. Unter Berücksichtigung der dabei ins Blickfeld geratenden vielfältigen Vernetzungen läßt sich von daher das Ideal reiner Variablen hinterfragen. In der Realität haben wir es so gut wie immer mit „vermischten“ Gegebenheiten zu tun. Dem wird beispielsweise die holistische Theorie LEWINs gerecht, der grundsätzlich von der Einheit einer „Person in der Situation“ ausging. Innerhalb einer solchen Rahmenkonzeption stößt man dann bei der Suche nach Wirkfaktoren nicht auf isolierbare Variablen, sondern erkennt komplexe (Umstrukturierungs-)Prozesse, die ganzheitlich verstanden werden müssen. Anhand von Beispielen - auch bezüglich der Fahrgeschwindigkeit eines Eisenbahnzuges - lassen sich die hier dargestellten grundsätzlichen Gedankengänge veranschaulichen.

Summary

The search for factors in social science which may produce certain effects is treated in a holistic way. In the first instance the author works out hierarchically organized metaperspectives and then shows the necessity of an individually oriented proceeding. Regarding the manifold networks in such cases leads to serious doubts concerning the ideal of pure variables. In reality we have almost always to do with „mixed“ conditioning factors. LEWINs theory takes this into account; it starts from the „person in his (or her) situation“ as an inseparable unity. Within such a framework one does not find separable causes but takes cognizance of complex (restructuring) processes, which are to be seen in a holistic way. Guided by some examples these notions come to be vivid - also regarding the velocity of a railway train.

Literatur

- AMELANG, M. & BARTUSSEK, D. (1997). *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung*. 4. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.
- BURTH, M. (1997). *Kann eine gründliche Eingangsdiagnostik Hinweise für eine individuumspezifische Therapieindikation liefern? Einzelfalluntersuchungen bei Angststörungen*. Unveröff. Diplomarbeit, Katholische Universität Eichstätt, Fach Psychologie.
- FLAMMER, A. (1978). Die Differentielle Psychologie in Krise. In U. Pulver, A. Lang, F.W. Schmid (Hrsg.): *Ist Psychodiagnostik verantwortbar?* (S. 76-81). Bern: Huber.
- HELD, J. & PLAUM, E. (1995). Geschlechterdifferenzen bei Leistungsmotivationsvariablen. Untersuchungen mit der Konstanzer Erfolgs-Mißerfolgs-Batterie (KEMB) an Realschulen. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 42, 115-130.
- HERRMANN, Th. (1982). Ganzheitspsychologie und Gestalttheorie. In H. Balmer (Hrsg.): *Geschichte der Psychologie, Bd. 1: Geistesgeschichtliche Grundlagen*. (S. 573-658). Weinheim: Beltz.
- KLIX, F. & LANDER, H.J. (1967). Die Strukturanalyse von Denkprozessen als Mittel der Intelligenzdiagnostik. In F. Klix, W. Gutjahr & J. Mehl (Hrsg.): *Intelligenzdiagnostik* (S. 245-271). Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften .
- PLAUM, E. (1989). Psychodiagnostik in der Tradition der Lewin-Schule. Dargestellt am Beispiel bestimmter Aspekte der Leistungsmotivation. *Gestalt Theory*, 11, 122-155.
- PLAUM, E. (1992). *Psychologische Einzelfallarbeit*. Stuttgart: Enke.
- PLAUM, E. (1996): *Einführung in die Psychodiagnostik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft/Primus.
- PLAUM, E. & BIEDERMANN, Th. (1999). Die Erkennbarkeit destruktiver Verhaltensdispositionen als Voraussetzung von Interventionen zur Gewaltprävention. Ein Beitrag zur Diagnostik der Aggressivität. Erscheint in: *Forensische Psychiatrie und Psychotherapie, Werkstattsschriften*.
- ROHRACHER, H. (1961). *Kleine Charakterkunde*. 9. Aufl. Wien: Urban & Schwarzenberg.
- SCHAIPP Ch. & PLAUM, E. (1995). „Projektive Techniken“: *Unseriöse Tests oder wertvolle qualitative Methoden?* Bonn: Deutscher Psychologen Verlag.
- STEKL, H. (1978). *Österreichs Zucht- und Arbeitshäuser 1671-1920*. Wien: Verlag für Geschichte und Politik.

Adresse des Autors:

Univ.-Prof. Dr. Ernst Plaum

Katholische Universität Eichstätt
PPF, Ostenstraße 25, WH
D-85071 Eichstätt